

Der maskierte Körper

Kosmetische Praktiken in der weiblichen Adoleszenz

BRITTA HOFFARTH

„Scrutinizing my face, she said, ‘You know, a little blusher, a little eye shadow, they make you look and feel good. Don’t you think cosmetics would make you look better?’ I replied, ‘I think they would make me look different’.“ (Peiss 2011: IX)

FOUNDATION: EINE VERORTENDE EINFÜHRUNG

Kosmetische Praktiken fügen dem Körper Schichten von Farben hinzu und heben dabei in ausgefeilter Weise spezifische Regionen der Körperoberfläche hervor, während sie andere kunstvoll verdecken. Die Techniken des Hervorhebens und Verdeckens werden nicht beliebig eingesetzt, sondern erhalten ihre historisch und sozial je spezifische Bedeutung erst im Kontext plausibilisierender und legitimierender Diskurse.

Das Zitat von Kathy Peiss suggeriert die Annahme, dass es sich bei Kosmetik um ein Praktikenbündel handle, welches auf eine Verbesserung des individuellen Aussehens, auf eine Verschönerung des Körpers abziele. Nina Degele führt hier bspw. den Begriff des „Schönheitshandelns“ ein, der diese Idee zunächst aufgreift, jedoch nicht in erster Linie auf eine analytische Erfassung von Praktiken der Attraktivierung der Körper, sondern auf die Untersuchung von Praktiken sozialer Positionierung abzielt. Die Autorin zeichnet in ihrer Studie *Sich schön machen* (2004) empirisch nach, in welcher Weise kosmetische Praktiken wie das Schminken des Gesichts oder das Herrichten der Haare zwischen Figuren von Individualität und Sozialität changieren.

In meinem Beitrag möchte ich diese Perspektive zuspitzen und vorschlagen, Begriffe wie Schönheit (und in ähnlicher Weise Natürlichkeit) nicht als Analysebegriffe einzusetzen, sondern als zentrale Referenzpunkte eines Diskurses über die kosmetische Bearbeitung des Körpers und damit (auch) als Gegenstände der Analyse zu verstehen, welche genau dann den Blick auf das Moment der Positionierung verstellen, wenn sie als analytische Begriffe verwendet werden, mit denen das Geschehen beschrieben werden soll.

Ich schlage deshalb im Folgenden vor, kosmetische Praktiken nicht als Schönheitspraktiken, sondern als Körpertechniken der Positionierung innerhalb einer intersektionalen Ordnung zu verstehen, die im Moment der Positionierung jedoch uneindeutig bleiben, da sie sich nicht auf singuläre Positionierungen wie weiblich, heterosexuell oder schön reduzieren lassen, sondern darüber hinaus stets weitere Bedeutungen erzeugen. Begriffe wie „Schönheitshandeln“, „Schönheitswahn“ (APuZ 2007) oder auch „Schönheitspraxis“ (vgl. Penz 2010), die suggerieren, dass es sich bei dem Motiv der jeweiligen Praktiken um Verschönerung handele, nehmen aus dieser Perspektive eine Verkürzung vor, welche weder der Komplexität der Praxis noch der widersprüchlichen Charakteristik sozialer Normen gerecht zu werden vermag.

Ich beginne im Folgenden mit einer skizzierenden Darstellung des Themas Körper innerhalb des Feldes philosophischer Zugänge, um zu zeigen, wie das akademische Sprechen über Materialität und Körperlichkeit im Speziellen strukturiert ist. Vor diesem Hintergrund erscheint die Frage des Handelns am Körper in besonderer Weise interessant, um zu klären, was überhaupt als Körper zu verstehen ist. Anschließend wird empirisches Material hinzugezogen, um die Produktivität und Uneindeutigkeit kosmetischer Körpertechniken herauszuarbeiten. Die Daten entstanden im Rahmen einer als Multi-Sited Ethnography (vgl. Marcus 1995) angelegten Studie zu kosmetischen Praktiken in der weiblichen Adoleszenz. Die am Material entwickelten Lesarten reiche ich durch Ergebnisse anderer Studien an, um zu verdeutlichen, dass sie nicht als singulär und zufällig zu verstehen sind, sondern kontingent auf soziale Ordnungen referieren, die für Körpertechniken und körperlichen Inszenierungen generell bedeutsam sind.

Mit dem Bezug auf die Figur der Maske kommt im Folgenden ein philosophischer Zugang zum Einsatz, um zu zeigen, dass sich die Erkenntnisse in zweifacher Hinsicht verallgemeinern lassen: Erstens in Bezug auf die Frage, inwiefern die Befunde über kosmetische Praktiken geeignet erscheinen, etwas über den Körper im Allgemeinen zu sagen und zweitens in Bezug auf die Frage, welche erziehungswissenschaftliche Bedeutung die Erkenntnisse in Hinsicht auf das Phänomen der Adoleszenz besitzen.

MAKE-UP: KÖRPERTECHNIKEN – BEGRIFFLICHES UND HISTORISCHES

Der Begriff der Körpertechniken greift Marcel Mauss' Vorschlag auf, von „Techniken des Körpers“ (2010) zu sprechen. Mauss fokussiert dabei analytisch auf „die Weisen, in der sich die Menschen der einen wie der anderen Gesellschaft traditionsgemäß ihres Körpers bedienen“ (ebd.: 199), die „physisch-psychisch-soziologische Verbindungen von Handlungsreihen“ (ebd.: 218), die sich zu einem selbstverständlich scheinenden Ganzen eines – nicht natürlichen, sondern kulturell hervorgebrachten – Handlungsvollzugs zusammenfügen. Ähnlich wie Norbert Elias (1969) interessiert es Mauss, die Frage generationaler Vermittlung legitimer Körperpraktiken unter den Motiven von Erziehung sowie mimetischer Aneignung zu untersuchen. Mit dem Begriff der Technik versucht er, das Moment des Körperlichen als zentrale Dimension des Handelns zu benennen, wobei Technik im weiteren Sinne der antiken griechischen *téchne* zwischen Kunst und Fertigkeit eine „traditionelle, wirksame Handlung“ (Mauss 2010: 205) beschreibt: Eine mimetisch oder sprachlich überlieferte Handlung, welche für andere in ihrer gestischen Bedeutung erkennbar ist, da sich in ihr bekannte soziale Ordnungen fortschreiben. Der Körper stellt für Mauss „das erste und natürlichste Instrument des Menschen“ (ebd.: 206) dar, mit welchem er am Sozialen teilhat.

Von Körpertechniken zu sprechen, denen sich die (bereits Jahrtausende alte; vgl. Böhme 2006: 45) Kulturtechnik des Schminkens zurechnen lässt, macht es erforderlich, die Historizität des Körpers zu markieren, denn, so Philipp Sarasin, „der Körper“ sei nur historisch zu verstehen.

„Wenn diese Körper nicht nur eine individuelle Geschichte haben, sondern auch als Körper überhaupt historischem Wandel unterworfen sind, dann sind Natur und Materie des Körpers, so wie wir sie wahrnehmen, vorstellen, repräsentieren und bearbeiten, keine verlässliche Referenz mehr außerhalb des Sprechens und Handelns.“ (Sarasin 2001: 11)

Eine historisierende Perspektive auf Verständnisse des Körpers eröffnet die Möglichkeit einer philosophischen Befragung jener Signifikationen, in welche „der Körper“ je historisch und lokal eingespannt wird. Studien wie die Vigarellos (1988) oder Sarasins (2001) zu Hygienekulturen von der frühen Neuzeit bis in das 19. Jahrhundert lassen sichtbar werden, inwiefern Techniken der Körperpflege mit der modernen Subjektidee fusionieren: Auf eine eigene Identität verwiesen zu sein ist in der Moderne eng verknüpft mit der Idee, für einen Körper verantwortlich zu sein. Zugleich erlebe ich mich selbst an ihm: Indem ich mir diesen Körper aneigne, bearbeite ich mein Selbst im Rahmen menschlicher Perfektibilität.

Dekorative Körperpraktiken erhielten mit der post-aufklärerischen Auflösung der Ständegesellschaft und der damit einhergehenden Erosion sozialer Gewissheiten eine neue historische Bedeutung. „Das Schminken war bis ins 18. Jahrhundert ein Privileg der höfischen Kreise [Mittel- und Westeuropas, insbesondere Frankreichs, B.H.] einerseits und der Schausteller andererseits. [...] Menschen beider Kategorien haben [...] eines gemeinsam, nämlich, dass sie öffentlich nicht als Personen, sondern als Repräsentanten, sei es nun einer Herrschaftsfunktion oder sei es einer Rolle im Theaterstück, erschienen.“ (Böhme 2006: 47)

Das nun aufstrebende Bürgertum hob darauf ab, sich vom adeligen Diktat der Standesrepräsentation abzusetzen, was dazu führte, dass die Benutzung von „Tinkturen, Pomaden, Salben“ (Gieske 2000: 97) im bürgerlichen „Zeichen von Natürlichkeit und Authentizität“ (Böhme 2006: 47) in Verruf geriet. Zugleich entwickelte sich mit neuen medizinischen Perspektiven auf den Körper und einer gesellschaftlichen Naturalisierung und Dichotomisierung der Geschlechtskörper (vgl. Laqueur 1996) eine Vorstellung von Weiblichkeit, die sowohl das bürgerliche Ideal der Authentizität als auch das kosmetische Ideal des Adels in sich vereint – ein Paradox: „Das Gesicht und der ganze Frauenkörper sollen nun ‚natürlich‘ in Erscheinung treten, also gepflegt sein und wirken“ (Gieske 2000: 101).

Das Schminken des Gesichts verweist daher im Übergang ins 19. Jahrhundert, nicht mehr in erster Linie auf die Zugehörigkeit zu einem gesellschaftlichen Stand, sondern nun besonders auf die Trennung der Geschlechter. Die Idee von Schönheit wird seither weitgehend an Vorstellungen von Weiblichkeit geknüpft, eine Idee, die von gesellschaftlichen Strukturveränderungen begleitet wird, etwa der geschlechtlichen Arbeitsteilung, in der postfeudalistischen Gesellschaft entwickelt, und der Unterteilung des gesellschaftlichen Lebens in private und öffentliche Sphären (vgl. Dausien/Walgenbach 2015: 34f). Der Schönheitsdiskurs bindet gewissermaßen die weibliche Hälfte des Menschengeschlechts an Heim, Herd und Reproduktion, jedoch insbesondere jene Individuen, die ökonomisch wie kulturell als bürgerlich zu verstehen sind. Damit ist die Vorstellung wie die Inszenierung als gepflegt, natürlich, schön zwar in wesentlicher Hinsicht einer Vorstellung vom natürlichen Geschlechterunterschied verpflichtet, transportiert allerdings – über einen Ausschluss anderer, weniger gepflegter, ökonomisch schlechter gestellter Weiblichkeiten – weiterhin milieubezogene Momente der Körperinszenierung.

Dieses Moment der Dispersion der Bedeutung von Repräsentationen des Körpers sowie der Techniken seiner Herrichtung soll im Folgenden anhand empirischen Materials und unter intersektionaler Perspektive verdichtet werden. Dabei wird deutlich, dass eine Annahme, „Schönheitshandeln“ ziele auf die Herstellung und Reproduktion heteronormativer Geschlechterunterscheidungen, verkürzt ist und die Produktivität und Mehrdeutigkeit von Praktiken unterschätzt.

LIDSCHATTEN: ZUR ANALYSE INTERSEKTIONALER INSZENIERUNGEN DER KÖRPER

Der Begriff der Intersektionalität verweist auf eine Debatte (vgl. etwa Winker/Degele 2009, Walgenbach u.a. 2007 oder Lutz u.a. 2010), die sich in den vergangenen Jahrzehnten wesentlich zwischen feministischer Rassismus- und Geschlechterforschung und -politik entwickelt hat. Es geht dabei um eine empirisch-analytische wie politisch-kritische Perspektive, die auf die Analyse und Behebung von Mehrfachdiskriminierungen abhebt. Im Forschungsfokus auf Körper-techniken schließt an diese Sensibilisierung die Frage an, in welcher Weise Praktiken der Inszenierung hinsichtlich intersektionaler Ordnungen produktiv werden, wie also Subjektivität in den dekorativen Praktiken, z.B. mit Bezug auf Verknüpfungen von geschlechtlichen, ethnischen und generationalen Zugehörigkeiten, hervorgebracht wird.

Eine intersektionale Betrachtung von dekorativen Techniken der Körper wird genau in dem Moment interessant, in dem deutlich wird, dass die performative Genese von Weiblichkeit Subjektpositionen hervorbringt, die zugleich auf z.T. unsichtbare Weise etwa klassistisch markiert oder ethnisiert werden.

Um zu illustrieren, welche Bedeutung die dekorative Arbeit am Körper in der weiblichen Adoleszenz der Gegenwart besitzt, greife ich im Folgenden Sequenzen eines innerhalb einer Multi-Sited Ethnography (vgl. Marcus 1995) entstandenen, heterogen angelegten Datenkorpus auf.¹ Die Daten wurden mittels der Situationsanalyse Adele Clarkes (2012) interpretativ analysiert. Die Methode hebt darauf ab, der Situiertheit des Phänomens in seiner Mehrdimensionalität und

1 Der Begriff der Multi-Sited Ethnography wird im beschriebenen Forschungsprojekt als Forschungshaltung interpretiert, welche verschiedene methodische Strategien der Datengenerierung einbezieht und damit möglichst verschiedene Facetten eines Gegenstands sowie verschiedene Narrative in seinem Kontext in der Erhebung der Daten mit berücksichtigt (vgl. Weißköppel 2005). Vor dem Hintergrund einer ethnografischen Methodologie wurden für die in diesem Beitrag aufgegriffene Studie verschiedene Erhebungsmethoden wie z.B. die teilnehmende Beobachtung, das biografische Interview oder die Gruppendiskussion zum Einsatz gebracht, um verschiedene Datensorten und damit verschiedene Perspektiven auf den Gegenstand kosmetischer Praktiken hervorzubringen. In die Analyse wurden darüber hinaus Transkripte von YouTube-Videos mit einbezogen, da diese im Diskurs über kosmetische Praktiken und besonders für Subjekte in der Adoleszenz eine zentrale Bedeutung bei der Distribution spezifischen Wissens einnehmen. Die Distribution von Bedeutungen in Bezug auf den Gegenstand (z.B. das Schminken) in verschiedenen „sites“ – im Sinne von Marcus’ „follow the metaphor“ (1995: 108) – soll damit in Rechnung gestellt werden.

Komplexität Rechnung zu tragen, indem einer mehrperspektivischen Betrachtung seiner Kontextualität Raum gegeben wird. Verschiedene Elemente der analytisch relevanten Arena (dekorativer Körperpraktiken in der weiblichen Adoleszenz) sollen erfasst und in Beziehung zueinander gesetzt werden (vgl. Clarke/Keller 2011: 119). Die Kontingenz der Lesarten der Situationen damit methodisch in Rechnung zu stellen, hat in der Analyse von Praktiken die Konsequenz, dass die vorgeschlagenen Interpretationen nicht als fix an die Daten geknüpfte Bedeutungen zu verstehen sind, sondern die Deutungen lediglich als Impuls fungieren, mit dem eine spezifische, für das Erkenntnisinteresse relevante Lesart der Daten vorgeschlagen wird. Aus den Maps werden in der Interpretation gewissermaßen Sinn-Geschichten entfaltet.

Diese Analyse der Daten zu kosmetischen Praktiken lässt deutlich werden, inwiefern die Artikulation – im Sinne einer Verknüpfung – von Schönheit, Natürlichkeit und Weiblichkeit in gegenwärtigen Schminkpraktiken von Mädchen als gewissermaßen stratifikatorische Distinktionsstrategie im sozialen Raum relevant gemacht wird, wie in den folgenden Datensequenzen deutlich wird. Zunächst lässt sich an einem Ausschnitt eines YouTube-Videotranskripts mit dem Titel „Schul-Make-up für Anfänger: natürlich schön“ zeigen, in welcher Weise „Natürlichkeit“ zu einem Referenzpunkt der Inszenierung wird. Das Video beginnt mit den Worten:

„Heute zeig ich Euch diesen Look, der super für die Schule geeignet ist, Eure natürlichen Vorzüge hervorhebt und trotzdem nach nicht zu viel Make-up aussieht...“ (YT 3-5)

Sowohl im Titel des Videos wie auch in der kurzen zitierten Sequenz wird somit das Konzept von Natürlichkeit aufgerufen. Der Begriff der Natur assoziiert hier Konzepte wie Ursprünglichkeit, Einfachheit oder Unaufwändigkeit, sozusagen einer Mühelosigkeit der Inszenierung. Die Geste des Schminkens macht dabei auf den zentralen Widerspruch aufmerksam, der dem modernen Natur-Begriff zu eigen ist: Natürlichkeit wird einerseits aufgerufen als Wesenheit, als Idee, etwas in seinem organisch gewachsenen Urzustand zu belassen, andererseits jedoch stellt sie sich als Effekt eines Inszenierungsaktes dar. Natürlichkeit markiert eine Wirkung, die in minutiösen Schritten der Hinzunahme von Farben und Hilfsmitteln erst hervorgebracht wird. Beim Unterschied zwischen natürlich geschminkt und ungeschminkt lässt sich vom „Resultat einer unsichtbaren Leistung“ (Degele 2004: 210) sprechen. Der Zugriff auf den Körper bleibt in doppelter Weise unsichtbar, denn der Prozess des Schminkens bleibt verborgen und das Geschminktsein wird nur dadurch sichtbar, dass es sich selbst in unauffälliger Weise thematisiert. Die Leistung – Degele spitzt sie im Begriff der „Schönheitskompetenz“ (ebd.: 211) zu – besteht hier darin, diese Technik der doppelten Unsichtbarkeit zu beherrschen.

Für Nina Degele führt sich in diesem Aufrufen von Natürlichkeit als Effekt einer notwendig unsichtbar bleibenden Intervention die im 19. Jahrhundert etablierte heteronormative Dichotomie von Weiblichkeit und Männlichkeit fort: „Mit der konstruierten Natürlichkeit der Erscheinung läuft eine vermeintliche Natürlichkeit der Geschlechterdifferenz immer mit.“ (Ebd.: 210)

An einem Ausschnitt aus einer Gruppendiskussion, die im Rahmen eines Ferienprojekts für Mädchen im Alter von 15 Jahren erhoben wurde,² lässt sich nun jedoch am Aufrufen des Konzepts des Natürlichen differenzieren, dass es nicht zentral um geschlechtliche oder schlicht attraktivierende, sondern auch ethnisierende und klassenbezogene Kategorisierungen geht.

M2: Es gibt ja auch so Tutorials (.) auf YouTube, manchmal guck ich mir die so an und versuch das dann so nachzumachen, wie das aussieht (lacht)

I: Und hat dich denn schon was überzeugt?

M2: Neee (lacht)

M1: lacht

M2: Das ist auch immer so viel (.) ich mag das eher natürlich (.) also n bisschen schon, aber (.) Ja. So natürlich.

[...]

M1: Oder wenn man so ganz viel Rouge drauf hat, wenn das so knallrot ist, so wie Clowns, das ist sieht doch auch schrecklich aus. Eklig.

M4: Ist generell bisschen, also (.) ist ja einfach so, dass es so bei uns so n bisschen tussig rüberkommt, wenn man so ganz viel drauf hat.

M1: Weil, das sieht doch einfach nicht aus, soll man lieber natürlich sein, so wie man ist. Das ist doch alles nur so (.) zugepeppt.

M4: Draufgeklatscht (.) ja, einfach draufgeklatscht. (MT 55-61)

In diesem kurzen Ausschnitt aus der Gruppendiskussion verhandeln die Teilnehmerinnen Natürlichkeit und Künstlichkeit als Momente des inszenierten Körpers. Interessant sind die dabei unthematisch bleibenden Differenzkategorien. Die Dichotomie natürlich/künstlich referiert nicht explizit auf Geschlecht, obwohl dies im Rahmen der Gruppendiskussion, die in einem pädagogischen Ferienangebot, das sich ausschließlich an Mädchen richtet, durchaus implizit Bedeutung erhält, da die Abwesenheit von Personen, die einem anderen Geschlecht zugerechnet werden könnten, den Möglichkeitsraum des Sprechens mutmaßlich mit strukturiert. Dar-

2 Die ethnografischen Daten wurden zwischen 2010 und 2012 in verschiedenen pädagogisch begleiteten Freizeit- und Ferienangeboten erhoben, die explizit Mädchen adressierten. Mit dieser geschlechtsbezogenen Fokussierung richtete sich das Erkenntnisinteresse speziell auf als weiblich markierte Lebenswelten, um das Desiderat einer Mädchenforschung als Jugendkulturforschung (vgl. Rohmann 2007) zu bearbeiten.

über hinaus greift die entschiedene Abgrenzung vom Künstlichen eines massiven Farbeinsatzes im Gesicht und die gleichzeitige Priorisierung des Natürlichen jedoch durchaus ein auf die Geschlechterinszenierungen bezogenes Normativ auf, wie mit dem oben skizzierten Abriss zu Körperpflege und -dekoration in der Moderne gezeigt wurde.

Jenseits dieses impliziten Moments einer geschlechtlich angemessenen Inszenierung entfalten sich zusätzlich andere Differenzszenarien, die etwa mit der Figur des Clowns oder der Tussi chiffriert werden. Diese möchte ich im Folgenden interpretativ entfalten, um zu verdeutlichen, inwiefern sich eine geschlechtliche Inszenierung des Körpers stets intersektional mit anderen Differenzkategorien verschaltet.

Dem Risiko, wie ein „Clown“, „schrecklich“ oder „eklig“ auszusehen, setzt man sich aus, so die Diskussionsteilnehmerinnen, „wenn man so ganz viel Rouge drauf hat“. Die Figur des Clowns chiffriert hier einen stark bemalten Körper, der sich aufgrund seines unmäßigen Bemaltseins sowie seines kindlichen Verhaltens lächerlich macht. Das Bild beschreibt eine Person, die kein eigenes Gesicht besitzt, sondern erst durch ein aufgetragenes Gesicht zur Erscheinung kommt, das ihre potentiell darunter liegenden eigenen Züge verfälscht. Insofern bleiben ihr erstens ein Status von Authentizität, die Möglichkeit eines Selbstseins und damit verbunden ein würdevolles Auftreten, und zweitens ein Status der Ernsthaftigkeit, Plausibilität und Glaubwürdigkeit, die Möglichkeit einer Anerkennung durch die Anderen potentiell verwehrt.

Während die Figur und ihre Bemalung innerhalb einer Arena oder auf einer Bühne kontextualisiert als Clown funktionieren können, sieht sie dekontextualisiert „schrecklich“ aus, erschreckt andere als groteske und deplatzierte, lächerliche und damit misslingende Kopie, ruft sogar Ekel als besonders starke Abwehrreaktion hervor. Sich zum Clown zu machen, kann in diesem Fall auf die Einbuße der Kontrolle über die eigene Erscheinung sowie den Verlust geschlechtlicher Eindeutigkeit verweisen („der Clown“ wird hier sprachlich als männlich markiert), zum anderen jedoch das Scheitern im adoleszenten Ringen um Anerkennung in widersprüchlich verfassten Anrufungs-Matrizen. Mit der Figur des Clowns wird im Gespräch über dieses Moment des Kontroll- und Anerkennungsverlusts hinaus jedoch noch eine weitere Deutungsmöglichkeit eröffnet, die sich jedoch nicht induktiv aus den Daten herleiten lässt, sondern sichtbar wird, wenn man weitere Studien hinzuzieht, welche den kulturgeschichtlichen Hintergrund zeitgenössischer Clowndarstellungen berücksichtigen.

Aktuelle Untersuchungen zu den im 19. Jahrhundert in den USA und populären Minstrel oder sog. Black Facing Shows lassen in Bezug auf die Figur des Clowns, wie sie gegenwärtig aufgerufen wird, die Annahme zu, dass sie sich u.a.

auf rassistische Ursprünge zurückführen lässt.³ Diese Studien verweisen darauf, dass die Merkmale des heute bekannten Clowns bereits in den Minstrel-Darstellungen auftauchen und damalige rassistische Stereotype aufgreifen und mit bereits seit Jahrhunderten in Europa populären Merkmalen des sog. weißen Clowns bzw. Pierrots vermischen und aktualisieren.

Eine rassismuskritische Perspektive geht von der Dominanz eines gesellschaftlichen Wissens aus, das rassistische Unterscheidungen plausibilisiert und legitimiert (vgl. Scharathow u.a. 2009: 11), in welchem sich Imaginationen von Selbst und Welt arrangieren. An der Figur des Clowns wird die latente, alltägliche Wirkmacht rassistischer Unterscheidungspraktiken deutlich, die den (weißen) Individuen nicht (nur und in erster Linie) strategisch zur Verfügung stehen, sondern vielmehr das Sprechen als Unterscheidungspraxis par excellence sichtbar werden lassen. Das lässt die Lesart zu, dass der Bezug der Jugendlichen auf den Clown als Metapher nicht nur die grundsätzliche Frage der Anerkennbarkeit stellt, sondern diese auch in das Licht (selbst)ethnisierender Zugehörigkeitsinszenierungen stellt, die im Wesentlichen unthematisch bleiben, sofern es sich um *weiße*, also im symbolischen Raum unmarkierte Repräsentationen handelt. Die Figur des Clowns ermöglicht den Teilnehmerinnen der Diskussion in einer indirekten Weise den Einsatz von Mechanismen von Abwertung und Abgrenzung, mit welchen eine legitime Positionierung im Sozialen möglich wird. Inszenierungen von Geschlecht verbinden sich, wie an der Figur des Clowns sichtbar gemacht wurde, mit rassistischen und, wie im Folgenden herausgearbeitet wird, Klassenordnungen, ohne dass diese immer vordergründig thematisch würden.

In ihren Aussagen benennen die Teilnehmerinnen der Gruppendiskussion anhand des Clowns, aber auch anderer negativer Abgrenzungsfolien, indirekt, welche Bedeutung ein misslungenes Make-up im Rahmen dieses mehrdimensionalen Anerkennungsregimes der Körperrepräsentationen besitzt. Der Begriff „zugepeppt“, lässt sich übersetzen mit „verklebt“ oder „versiegelt“ und verweist auf eine unangemessen große Menge und fehlerhafte Platzierung des Stofflichen und zudem gewissermaßen den Verschluss der darunter liegenden Oberfläche, die, so der implizite Umkehrschluss, von den Mädchen zu vermeiden sei. Zudem aktualisiert der Begriff „tussig“ die Abwertung eines spezifischen Weiblichkeitstyp, für den

3 Das sogenannte Blackfacing in den sogenannten Minstrel Shows wird in den USA des 19. Jahrhunderts zu einer Form insbesondere in *weißen* Arbeiter*innenmilieus populärer Unterhaltungskultur, in welcher *weiße* Darsteller mit gefärbten Gesichtern das rassistische Phantasma einer Schwarzen Kultur Amerikas auf der Bühne zur Aufführung bringen (vgl. Bean u.a. 1996; Lott 1996), um diese vor dem Hintergrund *weißer* Normalitätsdarstellungen zu diskreditieren.

die Diskussionsteilnehmerinnen an anderer Stelle beispielhaft die Prominente Daniela Katzenberger anführen, von der sie sagen, sie sei „furchtbar doll geschminkt“ und „an der ist nichts echt“ (MT 30-31). Der normative Gehalt der Aussage, etwas sähe „tussig“ aus, liegt damit im Verweis auf eine sexualisierte Inszenierung des Körpers, die gleichzeitig als klassenbezogen – im Sinne von: mit wenig kulturellem Kapital ausgestattet – markiert ist. Diese Lesart lässt sich mit der folgenden Sequenz verdichten.

- I: Wie ist das denn bei Euch? Was benutzt du?
 M3: Make-up, Kajal und Wimperntusche. Lipgloss, dieses hautfarbene (.) äh (.) wenn ich meine (.) Augen halt so (.) betone, dann beton ich meine Lippen nich, dasn bisschen zu irgend(.) als ob ich mich nicht schminken könnte so.
 I: Wenn du beides betonen würdest?
 M4: Ja, ja, das ist ein bisschen auch billig, aber wenn ich meine Lippen betone, dann betone ich meine Augen halt nicht (.) und mach dann NUR Wimperntusche (--)
 (MT 32-38)

Im Material wird durch die Phrase „billig sein“ ein Motiv von Selbstökonomisierung verbildlicht. Unabhängig von ihrem diskursiven Kontext kann sie übersetzt werden mit „einfach, ohne großen Aufwand oder hohen Gegenwert in Besitz zu bringen“. Damit verweist der Ausdruck auf ein asymmetrisches Verhältnis von Wert und Preis, auf mangelnde Exklusivität. Die Aberkennung von Exklusivität scheint jedoch dem spätmodernen Selbst-Verständnis zu widersprechen, nach dem das Individuum sich als einzigartig zu inszenieren verantwortlich ist. Identität als Eigenheit des spätmodernen Subjekts verweist paradigmatisch auf das Motiv der Exklusivität. Sich nicht als exklusiv zu inszenieren, kann also für die Mädchen einen weiteren Anerkennungsverlust bedeuten.

Der implizit artikulierte Wunsch, nicht billig aussehen zu wollen bedeutet zudem hier, dass die Mädchen sich selbst und ihre eigenen Inszenierungsstrategien in einer hegemonialen Ökonomie des Körpers lesen, in der sie sich für eine alters- und herkunftsangemessene Inszenierung von bspw. Katzenbergerschen Körper-techniken abgrenzen müssen. Damit verstehen sie es im Alter von 15 Jahren, den Körper als Kapital zu konstruieren. In der dieser Konstruktion inhärenten Logik wird letzterer zum Ausdrucksmittel symbolischen Kapitals im Kontext neoliberaler Aufrufungen zur Selbstbestimmtheit: „Verkaufe Dich nicht unter Wert!“ – derweil sich „Wert“ nach den askriptiven Zugehörigkeiten und der diesen (un)angemessenen Inszenierung bemisst.

Mit Bourdieu (1997) lässt sich also festhalten: Über eine angemessene Fertigkeit und Kenntnis zu verfügen, ob ich mich und wie ich mich schminke, fungiert als symbolisches Kapital einer Selbstinszenierung, welche die Balance hält zwi-

schen den unterschiedlichen Facetten von Geschlecht, Alter, ethnischer Zuschreibung, sozialer Herkunft sowie ökonomischem Vermögen. Mit Verweis auf die Bourdieusche Formel der Konversion der verschiedenen Kapitalsorten (vgl. ebd.) kann man festhalten: Angemessen geschminkt zu sein stellt eine symbolische Investition in eine Selbstinszenierung dar, welche die Balance zu halten versucht zwischen Geschlecht, Alter, sozialer Herkunft und ökonomischem Vermögen. Mängel sind hier heikel: Man riskiert gewissermaßen sein Gesicht, seine Würde, seine Integrität.

Schminkpraktiken stellen insofern in der Unterscheidungsmatrix des sozialen Raums, in welcher sich das adoleszente Ringen um Anerkennung aufspannt, Praktiken zur Verfügung, die sowohl Bewältigungschancen als auch das Risiko des Scheiterns bergen. Das Schminken-Können impliziert neben der Beherrschung der Technik und dem Ausloten der Angemessenheit auch die Literacy des Schminkeffekts, das Lesen- und Unterscheiden-Können etwa von legitimer und illegitimer Umsetzung und das erfolgreiche Management des Durchschreitens von und Scheiterns an Statuspassagen.

Aus den bis hier vorgeschlagenen Lesarten der Datensequenzen lassen sich nun verschiedene pädagogisch relevante Schlüsse ziehen, von denen ich im Folgenden zwei für besonders relevant halte: Ohne dass sie immer expliziert würden, spielen verschiedene Differenzkategorien in den Sinngebungen dekorativer Praktiken eine zentrale Rolle. Hierbei ist ihre intersektionale Verknüpftheit beachtenswert: Weiblichkeit wird nicht schlicht als ein universales Weibliches thematisch, sondern formiert sich erst mit Bezug auf andere Differenzkategorien (als ethnisch markierte oder schichtspezifische Weiblichkeit). Das bedeutet auch, dass die in den Praktiken aufgerufenen Normen hinsichtlich der Differenzkategorien – etwa die Norm der geschlechtlichen Vereindeutigung – unter anderem im Widerspruch zueinander bedeutsam werden – etwa zur Norm der altersangemessenen Repräsentation. Die Verhandlung des Körpers geschieht also mit Blick auf verschiedene (und konkurrierende) Ordnungsregister und – so lässt sich darüber hinaus festhalten – in Form von Objektivierungen (vgl. Hoffarth 2015): Was „der (adoleszente) Körper“ bzw. das Natürliche des Körpers ist, kann nur über diesen vergegenständlichende Praktiken hervorgebracht werden, ein Natürliches des Körpers ist also jenseits performativer Techniken der Naturalisierung, Bezeichnung, des Schmückens oder der Bearbeitung nicht auszumachen. Damit wird die Idee davon, dass da ein identifizierbarer Körper sei, fragwürdig, da jenes, was als Körper im Sozialen sichtbar wird, konstitutiv an das Handeln und damit Deuten gebunden ist und darüber hinaus nichts Substanzielles zu bezeichnen vermag.

Hier werden die zentralen Merkmale einer praxistheoretischen Perspektive deutlich, die wesentlich dadurch gekennzeichnet ist, dass sie die Priorität des Han-

delns und die Unmöglichkeit einer Essentialisierung des Materiellen des Körpers zusammen zu denken sucht. Sie liegen in der Gleichzeitigkeit von Produktivität und Unentschiedenheit der Praktiken: Handeln bringt immer mehr hervor, als intendiert ist oder unmittelbar sichtbar wird, dieses Mehr entzieht sich stets der Kontrolle durch die Akteur*innen (vgl. Mayer/Hoffarth 2014).

Im Folgenden soll die Bedeutung dieser Erkenntnisse anhand des Bildes der Maske vertieft werden, um deutlich zu machen, inwiefern das auf „den Körper“ bezogene Handeln einer Idee des Körpers erst dadurch Ausdruck verleiht, indem es die Dichotomie von Oberfläche und Innerem performativ hervorbringt. Die erziehungswissenschaftliche Relevanz wird daran anschließend in Bezug auf die Frage diskutiert, welcher pädagogische Anspruch sich in Bezug auf Adoleszenz und die adoleszente Arbeit „am Körper“ an die hier entfaltete Perspektive knüpft.

CONTOURING: DIE MASKE ALS THEORETISIERUNG DER UNBESTIMMTHEITEN

Den zuvor empirisch herausgearbeiteten Zusammenhang von Produktivität und Unentschiedenheit sowohl der Praktiken als auch der Ordnung möchte ich an dieser Stelle mit Bezug zur analytischen Figur der Maske diskutieren, da sich an ihr das ambivalente und produktive Verhältnis von Handeln und Körperlichkeit theoretisch verdichten lässt (und auch, wie gezeigt wird, bereits verdichtet wurde). Im Zentrum von Praktiken dekorativer Kosmetik steht – neben den Haaren und den Nägeln – wesentlich das Gesicht, sein Verdecken, Hervorheben, Dramatisieren und Entdramatisieren von Augen, Mund oder Wangen, die Bearbeitung seiner Markierungen und ihrer Bedeutung im Sozialen.

Das Gesicht symbolisiert dabei, so lässt auch die lange Kulturgeschichte seiner Bearbeitung schließen (vgl. Böhme 2006), stets mehr als allein die Oberfläche des Kopfes. Vielmehr wird an den Praktiken, die das Gesicht so prominent in ihr Zentrum rücken, deutlich, inwiefern es eine Grenze, die Schnittstelle zur Anderen wie zum eigenen Selbst darstellt.

In der Art und Weise, wie ich mich dem Gesicht – mit objektivierenden Techniken – nähere, steckt nicht nur die Methode selbst, sondern überhaupt auch das Erfordernis einer Methodizität der Begegnung. D.h., die Begegnung oder Berührung ist nie natürlich und gewissermaßen durch das Soziale unbelastet, sondern immer vermittelt, sie bedarf stets einer Rahmung, die nicht anders als sozial zu verstehen ist. Das Gesicht ist nie einfach da und spricht für sich selbst, es ist stets schon körpertechnisch vermittelt, zwischen das Gesicht und seine Bedeutung tritt stets ein je historisch und lokal situiertes Drittes in Form von Praktiken.

Die Art und Weise der Annäherung an das Selbst schließt dabei stets auch an Ordnungen an, die nicht vom Selbst ausgehen (können), sondern ihm äußerlich sind. In diesem Angehen des Gesichtes stecken verschiedene Widersprüche von Individualität – im Sinne einer Eigentümlichkeit – und Ordnung – im Sinne eines dem Singulären äußeren Moments, seiner Normalisierung.

Es gibt im (kosmetischen wie künstlerischen) Pinselstrich „eine subtile Aufmerksamkeit für physiognomische Differenzierung, bis in die feinste Schattierung der Haartracht hinein“ (Mollenhauer 2000: 132), Hinweise auf den Versuch, nicht nur ein Eigentümliches, sondern ein Inneres äußerlich sichtbar zu machen. Was Mollenhauer für ein vom Renaissance-Maler Lorenzo Lotto geschaffenes Porträt festhält, lässt sich ebenfalls in den im Material dokumentierten Facetten der Kosmetik ausmachen: Das künstlerische Herausstellen physiognomischer Besonderheiten mit Pinselstrichen und Farbe verweist nicht auf ein individuelles Inneres, sondern auf seine Fiktion, die Existenz einer Innenwelt wird in der Betrachtung von der betrachtenden Person erfunden (vgl. ebd.: 134). Damit gehen Individualisierung und Normalisierung im Herrichten und Herzeigen des Gesichts eine unentschiedene Allianz ein.

Der Begriff der Maske vermag genau dieses Paradox von Besonderung und Universalisierung, von Authentizität und Inszenierung zu symbolisieren, impliziert doch das Konzept der Maske nach unserem Alltagsverständnis zunächst die Differenz zwischen der Maske und dem darunter liegenden, wahren Gesicht. Damit ist eine nicht unproblematische Differenz unterstellt.

„Jenseits der Kostümierung erachten wir Masken als Vermummung, Verstellung, Verbergung und Deformation unserer Persönlichkeit. Das Eigentliche sei hinter ihnen zu suchen. Relikte davon sind in der Skepsis gegenüber ‚übertriebener‘ Schminke, aufdringlichen Tattoos, provokanten Piercings und anderen Körpermodifikationen zu finden, die unsere Wahrnehmungskonvention durchkreuzen.“ (Meyer-Drawe 2007: 25)

Seinen historischen Ursprung hat diese westlich-europäische Vorstellung der Maske als Anderes der Identität und als zugleich mit Verbot und Begehren belegt im mittelalterlichen Christentum. Im Kontext von durch die Kirche reglementierten Karnevals-Festivitäten diente die Praxis der Maskierung hier der Überschreitung gebotener Repräsentationsformen. Masken drückten in diesem Zusammenhang „die Freude am Wechsel und der Umgestaltung aus, eine Verneinung der Konformität, eine Parodie auf den zivilisierten und disziplinierten Leib“ (ebd.: 28). Im Kontext christlicher Weltdeutung wird so die „Maskierung [zum...] bloßen Gegenpart des Authentischen“ (ebd.).

Wenn davon auszugehen ist, dass vor der Maske, vor der Prothese kein natürlicher Körper vorhanden ist, sondern die „Natur des Körpers“ eine Schöpfung der

modernen Körpertechniken darstellt, dann kann der Körper, den wir sehen, sowie der Leib, den wir spüren, nicht außerhalb einer Matrix, die Sichtbarkeit erst möglich macht, sichtbar oder spürbar werden. „Unter der Maske“ ist kein Körper; die Maske ermöglicht vielmehr erst sein Sichtbarwerden, seine Intelligibilität.

Zwei theoretische Figuren des anthropologischen Ansatzes Helmuth Plessners verdichten dieses grundsätzliche Moment der Mehrdeutigkeit des menschlichen Körpers (vgl. Magyar-Haas 2016): Sowohl das Begehren nach Ent- und Verhüllung, das er die „ontologische Zweideutigkeit“ (1972: 63) nennt, als auch das Moment der „exzentrischen Positionalität“ (1975: 32), aus welchem heraus der Mensch in der Lage und gleichwohl genötigt ist, zu seiner eigenen leiblichen Verwickeltheit in die Welt in Distanz zu gehen (ebd.: 292), erscheinen als bedeutsame analytische Zugänge, mit denen das adoleszente Spiel mit Maskeraden, Körper, Farben und Selbstentwürfen genauer in den Blick genommen werden kann.

Ontologisch zweideutig ist der Mensch, weil er – psychisch doppeldeutig (vgl. 1972: 57) – einerseits nach Offenbarung seiner selbst drängt, einem Sich-Zeigen und Fixieren (vgl. ebd.) strebt, und andererseits vom Begehren nach einem Verbergen, von einer „Schamhaftigkeit“ (ebd.: 58) getrieben ist, „von der Fixierung fort“ (ebd.) strebt. Zwischen beiden bleibt er unentschieden und im steten Werden begriffen. Seine Exzentrizität hingegen ermöglicht es ihm und zwingt ihn, in Abstand zu gehen zu seinem leiblichen Hiersein und sich selbst als Körper zum Gegenstand der eigenen Betrachtung zu machen, sich selbst also immer auch fremd zu sein.

Diese beiden Figuren stellen das menschliche Handeln und seinen Bezug zu sich in den Zusammenhang eines spielerischen Umgangs mit der eigenen konstitutiven Unbestimmtheit. In der kulturell-praktischen Figur der Maskierung sowie der metaphorischen Figur der Maske wird genau dieses Moment begreifbar. Anhand Plessners Begriffen der unentscheidbaren Zweideutigkeit und der Exzentrizität lässt sich zeigen, dass das Verhältnis des Selbst zu sich und zur Welt körperleiblich vermittelt und zugleich gebrochen ist. Im Verbergen wie im Zeigen teile ich etwas mit, zeige ich mich – wer immer das ist – und zeige auf anderes, z.B. kategoriale Ordnungen, die meinem Körper erst Intelligibilität verleihen. In meiner Exzentrizität bin ich darauf angewiesen, mich in steter Weise erneut in ein Verhältnis zu meiner „riskante[n] Beziehung zu mir selbst“ (Meyer-Drawe 2002: 363), meinem Selbst, „das sich nicht entkommen kann“ (ebd.) zu setzen.

Mit diesen beiden Figuren Plessners wird nun der situierte Akt des Schminkens in einem größeren analytischen Rahmen verstehbar als eine Form (unter anderen) der Auseinandersetzung mit der Notwendigkeit, sich inszenieren zu müssen, dem Selbst Sichtbarkeit, Ausdruck verleihen zu müssen, um im Sozialen erscheinen zu können. Zugleich macht die Figur der Maske darauf aufmerksam, dass es im

Schminken nicht darum gehen kann, einer individuellen Innerlichkeit mimetisch ein Äußeres entsprechen zu lassen, sondern dass es vielmehr um ein Spiel mit der Illusion von Innerlichkeit und Individualität geht, welcher nicht zuletzt dadurch Sichtbarkeit verliehen wird, dass sie in ein Raster sozialer Ordnungen integriert erscheint.

HIGHLIGHTING: ADOLESCENZ ALS BALANCEAKT (JENSEITS EINER SOUVERÄNITÄT DER ARTISTIN)

Im Anschluss an diese theoretisch wie empirisch inspirierten Überlegungen scheint es nun einerseits interessant, Praktiken der Objektivierung des Körpers nicht allein aus der Perspektive der Normierung zu betrachten und damit allein ihren Ordnungscharakter hervorzuheben. Vielmehr rückt mit den Momenten von Unentscheidbarkeit und Uneindeutigkeit das Moment des Balanceakts in der Arena der Adoleszenz in den Blick, ohne damit allein benennen zu wollen, welche (normativen) Implikationen dies für die Individuen beinhaltet.

Im Horizont alltäglicher adoleszenter Erfahrungsräume ein Selbst zu sein, ist nicht als passives Werden, sondern grundsätzlich als riskantes Handeln zu verstehen. Unter der Plessnerschen Perspektive der „Masken- und Rollenhaftigkeit menschlichen Verhaltens“ (Magyar-Haas 2016: 223) entfaltet sich in der Maske der Zwischenraum eines Verhältnisses zu sich selbst wie zur Welt und damit ein Möglichkeitsraum zwischen „aktuellem und potentielltem Sein“ (ebd.). Das Ich, schreibt Meyer-Drawe, ist „nichts anderes als die Differenz der Masken, die die Artikulationen seiner Lebensformen darstellen, seiner Selbstbilder, in denen sich der Blick der anderen fängt und deren imaginärer Charakter in keinem letzten Bild zum Stillstand kommt. Es ist die Vakanz der Masken, die sowohl ein Interagieren von Menschen und Menschen als auch eine Verwicklung des Menschen in die Sinnenwelt [...] ermöglicht“ (Meyer-Drawe 1991: 398). Oder, wie Norbert Ricken es formuliert hat, „Menschen sind sich immer als Differenz, nicht als Identität gegeben“ (Ricken 1999: 13).

In Bezug auf kosmetische Körperpraktiken richtet der Maskenbegriff den Blick auf das Moment der Gleichzeitigkeit von Abdeckung und Hervorheben des Gesichts. Die Perspektive Plessners ermöglicht eine Deutung dieser doppelten Praxis als Spiel mit dem Begehren von mimetischem Zeigen und Verbergen und dem sich in ein Verhältnis-Setzen zur Welt, die mich anruft, im Rahmen der Intelligibilität sichtbar zu werden. In der weiblichen Jugend stehen neben anderen Praktiken auch jene der dekorativen Kosmetik zur Verfügung, mit denen sich in diesem Dazwischen eröffnenden Möglichkeitsraum erkundet werden kann. Dabei kann

weder eine eindeutige Fixierung der durch die Praktiken hervorgebrachten Bedeutungen unterstellt – etwa in Bezug auf eine Inszenierung geschlechtliche Zugehörigkeit – noch eine beliebige Verfügbarkeit der eigenen Inszenierung angenommen werden. Die Bedeutungen, Wirkungen der Akte, so wird insbesondere in der Analyse der Referenzfigur des Clowns deutlich, sind nicht durch die Spielenden zu kontrollieren (vgl. Alkemeyer/Villa 2010), die Spielenden setzen sich dem Spiel selbst immer auch aus. Mit Bezug auf den Laclauschen und Mouffeschen Artikulationsbegriff (Laclau/Mouffe 2012) lässt sich hinzufügen: Eben weil Bedeutungen nicht zu fixieren sind, müssen sie immer wieder hergestellt werden – eben weil der Körper keinen natürlichen Grund bietet, muss dieser immer wieder aufgerufen und praktisch hervorgebracht werden.

Weibliche Adoleszenz entfaltet sich somit als ein sozialer Raum unter strukturellen Bedingungen, in welchem Spielräume von Identität und Sozialität in einer Weise ausgelotet werden müssen und ineinander überblenden, welche besonders durch ein Unentschiedenes (und damit auch die Möglichkeiten des Scheiterns) der Selbstrepräsentation gekennzeichnet sind. Wenn man mit Käte Meyer-Drawe davon ausgeht, dass Selbst- und Weltverhältnisse leiblich vermittelt sind (vgl. Meyer-Drawe 2008), stellt die tätige Herrichtung des Körpers, die erstens produktiv und zweitens uneindeutig bleibt, eine gewissermaßen unlösbare Aufgabe dar, der sich Aufwachsende ausgesetzt sehen. Die Unmöglichkeit, das eigene Selbst im Horizont vielfältiger und widersprüchlicher Anrufungen zu bestimmen fordert insbesondere in der Adoleszenz als Raum des Werden-Sollens zum Balancieren – wie Mollenhauer sagt: zwischen Rolle und Ich, aber auch Wirklichkeit und Möglichkeit – heraus.

Profane Praktiken wie die dekorative Kosmetik und YouTube-Tutorials werden unter dieser Perspektive zu analytisch besonderen Orten, an denen die Frage des Ich wie auch die Frage der Welt zum Thema werden. Es geht darum, sich zu zeigen, sich vor sich selbst zu zeigen und dieses Ich zugleich selbst unsichtbar zu machen, sich in Hinsicht auf Anrufungen der „Sinnenwelt“ (s.o.) zu positionieren. Die Grundsätzlichkeit dieser Doppelbewegung wird in besonderer Weise deutlich in der Verhinderung „der Maskerade und des Spiels durch Festlegung, Fixierung und Reduktion der Person auf ein bestimmtes ‚So-Sein‘“ (ebd.) – ein Mädchen-sein, ein Jugendlichsein etc. – welche auch die Möglichkeit des Werdens verhindert.

Der Begriff der Persona – der, wie Kant bemerkte, auch Maske bedeutet (vgl. Meyer-Drawe 2007) – beschreibt die Mehrdimensionalität eines Selbst, das erst im Spiel zwischen den Dimensionen seine Form gewinnt. Sowohl die ontologische Zweideutigkeit, als auch das Moment der exzentrischen Positionalität, aus welchem heraus der Mensch in der Lage ist, zu seiner eigenen leiblichen Verwickelt-

heit in die Welt in Distanz zu gehen (vgl. ebd.), erscheinen als bedeutsame Figuren zum Spiel mit den Masken, Farben und dem Selbst.

Die Erkenntnisse in Hinsicht auf die Eigenwilligkeit von Körperlichkeit und Praxis lassen sich in erziehungswissenschaftlicher Hinsicht doppelt lesen: Erstens als Erinnerung an die intersektionale Relevanz des Körpers und seiner sozialen Gestaltung bzw. seiner Gestaltung des Sozialen; und zweitens als Reflexionsmoment für eine Pädagogik der Adoleszenz. Diese entfaltet sich als ein sozialer Raum unter strukturellen Bedingungen, in welchem Spielräume von Identität und Sozialität in einer Weise ausgelotet werden, welche besonders durch ein Unentschiedenes der Selbstrepräsentation gekennzeichnet ist und sich, wie bereits eingangs festgehalten, nicht schlicht auf Attraktivierungsstrategien reduzieren lässt.

Pädagogisch relevant erscheint vor diesem Hintergrund nicht eine normative Einschränkung der spielerischen Unbestimmtheit und Produktivität adoleszenter Praktiken – etwa eine autoritäre Reaktion wie das Verbot des Schminkens mit Hinweis auf die Zugehörigkeit zu einer Altersgruppe, die dann naheliegend erscheint, wenn die Gefahr gesehen wird, dass bestimmte Normen zu einem falschen Zeitpunkt zu bedienen versucht werden (vgl. Dangendorf 2012) – sondern vielmehr das Offenhalten von Spielräumen und die Vervielfältigung von Deutungsangeboten von Spielfiguren und Masken.

Zudem ergibt sich der Anspruch einer intersektionalen Sensibilisierung und damit der Reflexion von körperleiblichen Repräsentationsverhältnissen, um den Risiken von Vereinnahmungen und Fortschreibungen rassistischer und sexistischer Machtverhältnisse zu begegnen sowie das pädagogische Handeln, pädagogische Programmatiken und Begründungslogiken als konstitutiv in diese Verhältnisse verstrickt zu reflektieren.

LITERATUR

- Alkemeyer, Thomas/Villa, Paula-Irene (2010): Somatischer Eigensinn? In: Angermüller, Johannes/Dyk, Silke van (Hg.): Diskursanalyse meets Gouvernementalitätsforschung. Perspektiven auf das Verhältnis von Subjekt, Sprache, Macht und Wissen. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 315-335.
- APuZ 2007 = Aus Politik und Zeitgeschichte, Heft 18: Körperkult und Schönheitswahn. Frankfurt am Main: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Bean, Annemarie/Hatch, James V./McNamara, Brooks (1996): Editors Preface. In: Bean, Annemarie/Hatch, James V./McNamara, Brooks (Hg.): Inside the minstrel mask: Readings in nineteenth-century blackface minstrelsy. Hanover: Wesleyan University Press, S. XI-XIV.

- Bourdieu, Pierre (1997): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Bourdieu, Pierre: Die verborgenen Mechanismen der Macht. Hamburg: VSA, S. 49-80.
- Böhme, Gernot (2006): Schminken: Die Person zwischen Natur und Maske. In: Janecke, Christian (Hg.): Gesichter auftragen. Argumente zum Schminken. Marburg: Jonas, S. 45-56.
- Clarke, Adele E. (2012): Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn. Wiesbaden: Springer VS.
- Clarke, Adele E./Keller, Reiner (2011): „Für mich ist die Darstellung der Komplexität der entscheidende Punkt“. Zur Begründung der Situationsanalyse. In: Mey, Günter/Mruck, Katja (Hg.): Grounded Theory Reader. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 109-134.
- Dangendorf, Sarah (2012): Kleine Mädchen und High Heels. Über die visuelle Sexualisierung frühadoleszenter Mädchen. Bielefeld: transcript.
- Dausien, Bettina/Walgenbach, Katharina (2015): Sozialisation von Geschlecht – Skizzen zu einem wissenschaftlichen Diskurs und Plädoyer für die Revitalisierung einer gesellschaftsanalytischen Perspektive. In: Dausien, Bettina/Thon, Christine/Walgenbach, Katharina (Hg.): Geschlecht – Sozialisation – Transformationen. Leverkusen: Barbara Budrich, S. 17-53.
- Davis, Kathy (2008): Surgical passing. Das Unbehagen an Michael Jacksons Nase. In: Villa, Paula-Irene (Hg.): Schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst. Bielefeld: transcript, S. 41-66.
- Degele, Nina (2004): Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheits Handeln. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Degele, Nina (2007): Schönheit – Erfolg – Macht. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Heft 18, S. 26-32.
- Duttweiler, Stefanie (2003): Body-Consciousness. Fitness – Wellness – Körpertechnologien als Technologien des Selbst. In: Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich, Heft 87, S. 31-45.
- Eggers, Maureen M./Kilomba, Grada/Piesche, Peggy/Arndt, Susan (2005): Mythen, Masken und Subjekte. Münster: Unrast.
- Elias, Norbert (1969): Über den Prozess der Zivilisation. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fischer, Joachim (2000): Exzentrische Positionalität. Plessners Grundkategorie der Philosophischen Anthropologie. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Jg. 48, Heft 2, S. 265-288.
- Freud, Sigmund (1991): Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Frankfurt am Main: Fischer.
- Gieske, Sabine (2000): Schönheit und Schminken. In: Mentges, Gaby/Mohrmann, Ruth-Elisabeth/Foerster, Cornelia (Hg.): Geschlecht und materielle Kultur. Frauen-Sachen, Männer-Sachen, Sach-Kulturen. Münster u.a.: Waxmann, S. 93-109.

- Hoffarth, Britta (2015): Zur Mehrdeutigkeit der Körper. Perspektiven für die Soziale Arbeit. In: Soziale Passagen, Jg. 7, Heft 2, S. 235-249.
- Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal (2012): Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus. Wien: Passagen.
- Laqueur, Thomas W. (1996): Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. München: dtv.
- Lott, Eric (1996): Introduction: Blackface and Blackness. In: Bean, Annemarie/Hatch, James V./McNamara, Brooks (Hg.): Inside the minstrel mask: Readings in nineteenth-century blackface minstrelsy. Hanover: Wesleyan University Press, S. 3-34.
- Lutz, Helma/Herrera Vivar, María T./Supik, Linda (Hg.) (2010): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Maasen, Sabine (2008): Bio-ästhetische Gouvernamentalität. In: Villa, Paula-Irene (Hg.): Schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst. Bielefeld: transcript, S. 99-118.
- Magyar-Haas, Veronika (2016): Das Wahre des Gesichts. In: Herwartz-Emden, Leonie/Warburg, Wiebke/Baros, Wassilios/Schurt, Verena (Hg.): Lebensentwürfe junger Frauen zwischen Schule, Freizeit und Familie. Leverkusen: Barbara Budrich, S. 205-224.
- Marcus, George E. (1995): Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography. In: Annual Review of Anthropology, Jg. 24, S. 95-117.
- Mauss, Marcel (2010): Soziologie und Anthropologie. Band 2: Gabentausch – Todesvorstellung – Körpertechniken. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mayer, Ralf/Hoffarth, Britta (2014): Artikulation und (auto)biographischer Anspruch. In: Schäfer, Alfred/Thompson, Christiane (Hg.): Arbeit am Begriff der Empirie. Halle: Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, S. 39-60.
- Meyer-Drawe, Käte (1991): Das „Ich als Differenz der Masken“. In: Wissenschaftliche Pädagogik, Jg. 67, Heft 1, S. 390-400.
- Meyer-Drawe, Käte (2002): Das exzentrische Selbst. In: Straub, Jürgen/Renn, Joachim (Hg.): Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 360-373.
- Meyer-Drawe, Käte (2007): persona bedeutet auch maske. In: Der Blaue Reiter. Journal für Philosophie, Heft 24, S. 24-28.
- Meyer-Drawe, Käte (2008): „Ich ohne Gewähr“. Überlegungen zu Selbstbestimmung und Selbstentzug. In: Quadflieg, Dirk (Hg.): Selbst und Selbstverlust. Psychopathologische, neurowissenschaftliche und kulturphilosophische Perspektiven. Berlin: Parodos.
- Mollenhauer, Klaus (2000): Fiktionen von Individualität und Autonomie. In: Dietrich, Cornelia/Müller, Hans-Rüdiger (Hg.): Bildung und Emanzipation. Klaus Mollenhauer weiterdenken. Weinheim/München: Juventa, S. 127-146.

- Mollenhauer, Klaus (2008): Vergessene Zusammenhänge. Über Kultur und Erziehung. Weinheim/München: Juventa.
- Müller, Hans-Rüdiger (2002): Exzentrische Positionalität. Bildungstheoretische Überlegungen zu einem Theorem Helmuth Plessners. In: Wigger, Lothar (Hg.): Forschungsfelder der Allgemeinen Erziehungswissenschaft. Beiheft 1 der Zeitschrift für Erziehungswissenschaft. Opladen: Leske + Budrich, S. 53-61.
- Peiss, Kathy (2011): Hope in a jar. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Penz, Otto (2010): Schönheit als Praxis. Über klassen- und geschlechtsspezifische Körperlichkeit. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Plessner, Helmuth (1972): Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus. Bonn: Bouvier.
- Plessner, Helmuth (1975): Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie. 3. Auflage. Berlin: De Gruyter.
- Ricken, Norbert (1999): Subjektivität und Kontingenz. Markierungen im pädagogischen Diskurs. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Rohmann, Gabriele (Hg.) (2007): Krasse Töchter. Berlin: Archiv der Jugendkulturen.
- Sarasin, Philipp (2001): Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765-1914. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Scharathow, Wiebke/Melter, Claus/Leiprecht, Rudolf/Mecheril, Paul (2009): Rassismuskritik. In: Melter, Claus/Mecheril, Paul (Hg.): Rassismuskritik. Band 1: Rassismustheorie- und forschung. Schwalbach: Wochenschau Verlag, S. 10-12.
- Vigarello, Georges (1988): Wasser und Seife, Puder und Parfüm. Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter. Frankfurt am Main: Campus.
- Walgenbach, Katharina/Dietze, Gabriele/Hornscheidt, Antje/Palm, Kerstin (Hg.) (2007): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Opladen: Barbara Budrich.
- Weißköppel, Cordula (2005): Kreuz und quer. Zur Theorie und Praxis der multi-sited-ethnography. In: Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 130, Heft 1, S. 45-68.
- Winker, Gabriele/Degele, Nina (2009): Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld: transcript.